

Lilly Dippold

Begleit- erscheinungen

Eine wahre Geschichte
über Liebe, Mut und Hingabe

© 2023

Herausgeberin: Lilly Dippold

Coverfoto: © AdobeStock

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99139-972-8 (Paperback)

978-3-99139-971-1 (E-Book)



Zum Schutz der Persönlichkeit handelnder Personen
wurden Eigennamen geändert.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Man liebt seine Mutter –
fast ohne es zu wissen und ohne es zu fühlen,
weil es so natürlich wie leben ist.
Und man spürt bis zum Augenblick
der letzten Trennung nicht,
wie tief die Wurzeln dieser Liebe
hinabreichen. Für immer.*

Guy de Maupassent

Prolog

„Kind, du bist so hässlich. Aber das macht nichts, Mama hat dich trotzdem lieb.“ Nein, das ist nicht meine früheste Erinnerung an mein drei Wochen altes Ich. Doch meine Mutter hat es so in all den Jahren immer wieder zum Besten gegeben, als wäre es ein besonders liebenswürdiges Kompliment. So blieb es mir in ständiger Erinnerung.

An mein vierjähriges Ich erinnere ich mich allerdings selbst zurück. Ich sehe noch heute die schwarze Klebefolie auf dem Schrank vor mir, neben dem ich auf meinem Töpfchen saß. Ich bestaunte immer die pastellfarbigen Figuren, die auf den schwarzen Hintergrund gedruckt waren, während ich darauf wartete, auf dem Topf ein Erfolgserlebnis vermelden zu können, um endlich wieder aufzustehen zu dürfen.

Vor allem aber erinnere ich mich an meine hochschwangere Mutter, die damals oft weinte, weil mein Vater tagelang nicht heimkam. Ich konnte ihre Traurigkeit nur schlecht aushalten und hatte ihr deshalb einmal vorgeschlagen, Suppe für sie zu kochen, damit es ihr besser ging und sie endlich zu weinen aufhörte.

Ich wurde im Jänner geboren, im Sternzeichen Steinbock. Erst etliche Jahre später lernte ich, dass viele meiner persönlichen Planeten in meinem Horoskop im Zeichen Steinbock stehen. Kein Wunder also, dass ich schon sehr früh bereit war, Verantwortung zu übernehmen.

Trotz völliger Unkenntnis der Astrologie schien das auch meine Mutter zu ahnen, denn nur allzu gerne lud sie mir schon früh verantwortungsvolle Aufgaben auf. Als beispielsweise mein Bruder geboren war, war es oft mein Job, dafür zu sorgen, dass er nicht einschlief, bevor es Zeit für sein Fläschchen war. Ein höchst langweiliger Auftrag für eine Viereinhalbjährige, also rüttelte ich widerwillig an seinem Bettchen, sobald ihm die Augen zufallen drohten. Ob ich wollte oder nicht - es musste sein, damit meine Mutter ihre Arbeit an der Nähmaschine verrichten konnte. Mit ihrer Heimarbeit sorgte sie schließlich für unser Auskommen. Jedenfalls dann, wenn sie das Verdiente gut versteckte, damit es mein Vater nicht auf seinen nächtlichen Streifzügen in den Bars verlumpte.

Natürlich liebte ich meine Mutter, wie ein Kind seine Mutter eben liebt. Und ich fühlte mich schon sehr früh dafür verantwortlich, dass es ihr möglichst gut ging. Auch wenn mir das ein Leben lang nicht immer gelingen wollte. Ich gab mein Bestes. Bis zum Schluss.

1

An diesem herrlichen Maimorgen war ich gerade vertieft in meine E-Mails, als mein Smartphone läutete. „Mama“ verriet das Display. Gestern war meine Mutter aus ihrer Wahlheimat Fuerteventura in Wien angekommen. Sie hatte bei einer langjährigen Freundin übernachtet, um heute Morgen von dort gleich direkt zu ihrem vereinbarten Arzttermin zu fahren, bevor sie zu uns aufs Land kam. Ihre Freundin würde sie dann danach bei uns absetzen. Es war einer dieser seltenen Heimatkürze mit Arzt- und Familienbesuch, auf die wir uns alle schon wochenlang freuten.

Ich tippte die grüne Taste an, um das Gespräch anzunehmen. Das ging ja mal flott mit dem Arzttermin, dachte ich in Vorfreude auf das baldige Wiedersehen. „Hallo Mama, bist du schon fertig?“ „Hallo, mein Schatz.“ Die belegte Stimme meiner Mutter machte mich stutzig. „Alles okay?“, frage ich unsicher. „Nein, leider nicht.“ Ihr Internist hatte bei einem Routine-Ultraschall etwas Verdächtiges festgestellt und sofort veranlasst, dass meine Mutter in eine nahe Klinik zur Abklärung gebracht wurde.

„Ich bin im Karlsspital“, erklärte sie mit brüchiger Stimme, erzählte in kurzen Worten vom Arztbesuch und dem Verdacht, dass in ihrem Bauch etwas nicht in Ordnung war. Der Arzt hatte offenbar gleich massiv Druck gemacht, denn meine Mutter wurde nun bereits kurz nach ihrem Eintreffen auf eine Operation vorbereitet. Ich schnappte nach Luft. „Wo genau bist du jetzt? Ich komme so schnell wie möglich!“

Während sie mir mit weinerlicher Stimme Pavilion und Zimmernummer durchgab, hatte ich bereits meinen Autoschlüssel und meine Handtasche zusammengerafft und schlüpfte in meine Sneaker. Hektisch notierte ich unterwegs alles auf einem Post-it und verabschiedete mich, um mich auf den Weg zu machen. Meinem ratlos dreinblickenden Ehemann winkte ich vom Vorzimmer aus nur flüchtig zu. „Mama ist im Krankenhaus, keine Ahnung was da los ist, sie wird operiert. Ich fahre hin und melde mich, sobald ich mehr weiß!“ Ich hauchte eine Kusshand in seine Richtung und ließ die Türe hinter mir ins Schloss fallen.

Wir wohnten eine gute halbe Stunde von der Wiener Stadtgrenze entfernt, der Vormittagsverkehr der Großstadt erwies sich als Zerreißprobe für meine angespannten Nerven. Autofahren beruhigt mich normalerweise und gibt mir Gelegenheit,

meine Gedanken zu sortieren. Doch heute wollte das so gar nicht klappen.

Was war bloß geschehen, was hatte der Arzt denn so Schlimmes entdecken können, das so furchtbar dringend behandelt werden musste? Die wildesten Schreckensszenarien flitzten durch meine Gehirnwindungen, doch ich hatte nicht den Mut, auch nur eine einzige dieser Möglichkeiten weiter zu verfolgen. Ich hatte Angst.

Endlich war ich vor der Schranke der Portierloge zur Einfahrt in den riesigen Krankenhauskomplex angelangt. Der Pförtner hatte mir den Weg zum betreffenden Pavillon beschrieben, sodass ich mühe-los ein paar Minuten später den Aufzug erreichte, der mich in den zweiten Stock brachte. Die stirnrunzelnden Blicke der Krankenschwestern ignorierte ich geflissentlich und machte mich hektisch auf die Suche nach dem Zimmer, in dem meine Mutter wie ein Häufchen Elend auf dem Bett sitzend wartete. Ich stürzte auf sie zu und schloss sie in die Arme. Dicke Tränen rollten langsam aus ihren Augenwinkel-n, obwohl sie tapfer versuchte, die Fassung zu be-wahren. „Erzähl doch mal, was genau ist passiert?“

Ich erfuhr nun, dass der Internist durch den Ultraschall den Verdacht eines tennisballgroßen Tumors geäußert hatte. Meine Mutter war hier

gelandet, um abklären zu lassen, ob sich diese Ver-
mutung bestätigte und ob es sich dabei um ein gut-
oder bösartiges Gewächs handelte. Eine erste Rönt-
genuntersuchung hatte jedoch die Befürchtung des
Arztes bereits untermauert. Das Atmen fiel mir
schwer. Ich wollte Mama trösten, ihr Mut zuspre-
chen, sagen, dass es bestimmt nicht so schlimm sein
musste und alles gut werden würde. Doch ich stand
unter Schock und brachte keinen Ton heraus.

Eine Krankenschwester kam mit Thrombose-
strümpfen ins Zimmer und unterbrach die panische
Stimmung. Sie wunderte sich zwar über meine An-
wesenheit, zumal keine Besuchszeit war, ließ sich
aber erweichen, mich hier noch ein wenig zu dul-
den, da meine Mutter eben erst angekommen war.
In einer Stunde, so erklärte sie uns, würde Mama in
den OP gebracht werden. Mir riet sie, gegen 16 Uhr
wiederzukommen, da würde meine Mutter wohl
schon wach sein. Dann entchwand sie und wir wa-
ren wieder mit unseren Ängsten allein.

2

Tags darauf hatte sich der schlimmste Verdacht erhärtet: Darmkrebs im fortgeschrittensten Stadium. Das Ärztekonsortium samt einem ganzen Rattenschwanz an jungen Assistenzärzten war um das Bett meiner Mutter versammelt, als sie ihr diese Hiobsbotschaft überbrachten. Bedauerlicherweise war der Tumor mit der Bauchdecke verwachsen, was ein operatives Entfernen verhinderte. „Erledigen Sie so schnell wie möglich, alles, was Ihnen noch wichtig ist“, hatte der diensthabende Oberarzt geraten. Seiner Einschätzung nach betrug die Lebenserwartung meiner Mutter höchstens drei Wochen.

Während es mir nur mühsam gelang, meine Fassung zu bewahren, fuhr meine Mutter hingegen zur Überraschung aller ihre Manager-Qualitäten auf. Den angebotenen Besuch einer Psychologin lehnte sie kategorisch ab, uns wies sie an, uns um Flugtickets nach Fuerteventura zu kümmern und den staunenden Ärzten teilte sie mit, dass sie höchstens bis Ende der Woche hierbleiben würde, weil sie dringend auf die spanische Insel reisen musste, um ihre Angelegenheiten dort zu regeln. Tagsüber schlief sie oder telefonierte mit ihren Freundinnen

auf Fuerteventura, damit für ihre Ankunft alles vorbereitet wurde. Ich hatte sie keine einzige Träne mehr vergießen gesehen.

Zur Ablenkung und Unterhaltung hatten wir für meine Mutter ein Tablet besorgt, mit dem sie lesen, spielen und E-Mails verschicken konnte. Schließlich konnten wir nicht jeden Tag mehrmals die Besuchszeiten nützen. Mama strahlte übers ganze Gesicht, war fasziniert von den bunten Möglichkeiten dieser Technik. Das kleine weiße iPad wurde von nun an zum ständigen Begleiter und ihr allzeit bereites kleines Privatbüro, das ihr den Austausch mit allen Freundinnen aus nah und fern möglich machte. Sie war überglücklich und schien keinen Gedanken an ein nahes Ende ihres Lebens zu verschwenden.

Während sie sich von der schweren Bauchoperation erholte, bei der auch der Darm umgeleitet worden war, um einen Darmverschluss zu vermeiden, herrschte bei uns daheim hektisches Treiben. Für mich war klar, dass wir uns nun um meine Mutter kümmern würden und sie dazu bei uns einziehen musste. Gott sei Dank war das auch für meinen Mann selbstverständlich, was ich ihm bis heute hoch anrechne.

Das Gästezimmer, das wir ursprünglich für Besucher im Untergeschoß eingerichtet hatten,

konnten wir meiner Mutter nach dieser schweren Operation nicht zumuten. Eine lieblos vernähte riesige Narbe verlief vom Schambein bis unter die Brust und ließ vermuten, dass hier ein Anfänger üben durfte, weil sich besonderer ästhetischer Aufwand bei meiner Mutter ohnehin nicht mehr lohnen würde. Sie würde die Treppe ins Erdgeschoß schon jetzt nicht schaffen. Und natürlich rechneten wir nach dieser niederschmetternden Diagnose damit, dass sich ihr Zustand zunehmend verschlechtern würde. Drei Wochen! Was für ein Alptraum!

Wir räumten also mein Arbeitszimmer im Erdgeschoß, verlagerten meinen PC und das Nötigste hinunter ins Gästezimmer, schleppten anstelle der Büroeinrichtung das Ausziehsofa und einen kleinen Kleiderschrank hinauf und richteten mit einem kleinen Fernsehapparat und einem schönen Blumenstrauß ein gemütliches Zimmer ein, in dem meine Mutter für sich sein konnte. Mein Mann kümmerte sich um die Flugtickets, ich wiederum hatte neben den Krankenhausbesuchen alle Hände voll zu tun, um meine Projekte so weit voranzubringen, dass eine Woche Auszeit für mich einigermaßen verlustfrei möglich war. Schließlich konnte ich meine Mutter in ihrem Zustand ja unmöglich allein reisen lassen.

Mit meinen engsten Freundinnen tauschte ich mich über diese schier unfassbaren Umstände aus, die auch mein Leben auf einen Schlag verändert hatten. Eine von ihnen hatte Ähnliches erlebt und riet mir dringend, von einem privaten Onkologen eine zweite Meinung einzuholen. Sie hatte mit ihrer eigenen Mutter sehr gute Erfahrungen in Kirchstadt gemacht und konnte mir diesen Facharzt nur wärmstens empfehlen. Ein Blick auf seine Webseiten gab auch mir gleich ein gutes Gefühl. Er war nicht nur Oberarzt in der Klinik, sondern arbeitete als Ganzheitsmediziner in seiner Privatpraxis auch mit einer Reihe alternativer Methoden. Ich erzählte meiner Mutter bei einem meiner Besuche von ihm, doch sie winkte ab. Sie hatte genug von Ärzten. Nur mit sanfter Erpressung konnte ich sie dazu überreden, diesen Arzt wenigstens einmal zu besuchen und ihn über die Befunde schauen zu lassen. Seufzend stimmte sie mit grimmigem Gesicht zu.

Unser Abflug war für den darauffolgenden Dienstag geplant, und meine Mutter hatte tatsächlich durchgesetzt, dass sie am Freitag entlassen wurde. Ich konnte mich nicht gegen den Eindruck erwehren, dass man hier dachte, dass es ohnehin egal war, wie lange sie blieb, da man sie ja binnen drei Wochen für tot erklärt hatte. Unterdessen nahm ich mit dem Onkologen Kontakt auf, schilderte kurz die Lage und konnte schon für Montag

einen ersten Termin mit meiner widerspenstigen Mutter ergattern. Mein guter Eindruck hatte sich in dem Telefonat noch verstärkt und ich verspürte das erste Mal in dieser traumatisierenden Woche ein wenig Erleichterung und einen winzigen Hoffnungsschimmer.

Nach einem höchst unangenehmen Abschlussgespräch mit dem mehrköpfigen Konsortium von Ärzten, das meine Mutter so souverän meisterte, dass man sie fragte, ob sie ihre Diagnose denn überhaupt richtig verstanden hatte, verließen wir beinahe fluchtartig dieses unwirtliche Krankenhaus, das wir alle einfach nur schrecklich fanden.

3

Ehrlich gesagt konnte auch ich das Verhalten meiner Mutter nicht deuten. Konnte sich ein Mensch von einer Minute zur anderen mit seinem nahen Tod einfach so abfinden? Es irritierte mich sehr und ich wusste nicht, wie ich mich ihr gegenüber verhalten sollte. Sollte ich die Diagnose ignorieren, sie gar nicht darauf ansprechen? Keine Pläne für die kommenden Wochen schmieden? Ich war ratlos und komplett überfordert.

Wir parkten das Auto vor unserem Hauseingang und halfen Mama vorsichtig aus dem Wagen. Ihre Narbe verheilte zwar gut, verursachte aber doch noch starke Schmerzen, vor allem beim Gehen. In beinahe kindlicher Vorfreude führten wir sie vor die geschlossene Türe des neuen Domizils, das wir für sie vorbereitet hatten. „Mach die Augen zu“, bat ich sie, um sie zu überraschen und geleitete sie in ihr neues Zuhause. Als sie mitten im Raum stand, durfte sie die Augen öffnen. Mit ungläubigem Blick sah sie sich um. „Das habt ihr extra für mich gemacht?“, hauchte sie und brach nun endlich wenngleich vor Rührung in Tränen aus. Schwerfällig setzte sie sich weinend auf das Bett und stammelte immer wieder: „Das ist das Schönste, das je jemand für mich gemacht hat!“ Und wenn man ihre Lebensgeschichte kennt, kann man das auch getrost glauben ...

1939 geboren, wuchs meine Mutter in einer Zeit auf, an die man sich nicht gerne zurückerinnert. Dabei hatte sie noch Glück und verbrachte ihre ersten Kindheitsjahre mit ihrer Großmutter im Waldviertel, weitgehend geschützt und vom bäuerlichen Umfeld gut versorgt. Zur Schulzeit kehrte die Familie nach Wien zurück, doch die Eltern hatten wenig Freude am Zusammenleben mit ihrer Tochter und verfrachteten sie in ein Internat.

Von Jahr zu Jahr versprachen sie ihr, sie über die Ferien abzuholen, doch immer wieder kam etwas dazwischen. So war meine Mutter nicht nur die einzige Insassin, die auch während der langen Ferienwochen im Internat blieb. Sie war auch das einzige Mädchen, das zu ihrer Firmung kein weißes Prinzessinnenkleid trug, sondern auf dem Erinnerungsfoto wie ein grüner Frosch unter allen Mitschülerinnen herausstach. Das lag nicht etwa am Geldmangel meiner Großeltern, die damals mit einem eigenen Unternehmen selbstständig waren, sondern an ihrem enormen Desinteresse an ihrer Tochter.

Kein Wunder also, dass sie sich nach Liebe und Geborgenheit sehnte, die sie bei meinem Vater in der ersten Verliebtheit fand. Die Verbindung stieß allerdings auf wenig Gegenliebe, denn für die Eltern war der junge Schlosserlehrling kein standesgemäßer Kandidat. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb brach meine Mutter kurz vor der Matura das Gymnasium ab und heiratete meinen Vater. Der allerdings hatte sie am Tag vor der Hochzeit zum letzten Mal „mein Froscherl“ genannt.

Schwierige Ehejahre folgten, vor allem, als meine Mutter schwanger wurde und somit keine adäquate Begleitung mehr für die nächtlichen

Streifzüge durch die Wiener Bars für meinen Vater war. Ihm fiel es schwer, sich in seiner Rolle als Familienvater einzufinden, was tatsächlich Jahre dauerte.

Wir gaben uns alle Mühe, es meiner Mutter so gemütlich wie möglich zu machen. Das Wetter war uns hold, der Mai war so strahlend sommerlich, dass sie es sich im Garten auf dem Liegestuhl gemütlich machen und sich in der Geborgenheit unserer Familie von den Strapazen der letzten Woche erholen konnte. Unser Collie Ben wich nicht von ihrer Seite, lag tagsüber neben ihrem Liegestuhl im Garten und schlief nachts neben ihrem Bett. Der wunderbare Kerl spürte wohl genau, wie es um sie bestellt war.

Mein Mann und meine Tochter unterstützten meine Bemühungen um meine Mutter mit vereinten Kräften. Ich hatte es nicht als Selbstverständlichkeit betrachtet, dass er sich sofort bereit erklärt hatte, meine Mutter bei uns aufzunehmen, doch für ihn war es so. Die beiden hatten schon immer ein sehr gutes Verhältnis und auch meine Tochter war glücklich, Oma endlich so für sich zu haben. Ansonsten bekam sie sie nur sonntags via Skype und zweimal im Jahr in unseren Urlauben zu Gesicht.

So war an diesem Wochenende für viel Ablenkung gesorgt, meine Mutter konnte sich ausruhen, und das Thema Krebs kam erst wieder zum Vorschein, als wir uns Montagfrüh für den Arzttermin in Kirchstadt fertig machten.

Immer noch war meine Mutter missmutig darüber, sich schon wieder den Tatsachen stellen zu müssen. Ich hatte den Verdacht, dass sie die Tragik ihrer Situation zu verdrängen versuchte und durch den bevorstehenden Arzttermin daran gehindert wurde. Doch das war nicht zu ändern. Die zweite Meinung musste einfach eingeholt werden, zumal die Ärzte im Karlskrankenhaus keinen besonders guten Eindruck bei uns allen hinterlassen hatten.

Die üble Laune meiner Mutter sollte sich bald wie durch Zauberhand ändern, denn der Onkologe, der erst stirnrunzelnd die Befunde studiert hatte, schüttelte langsam den Kopf. „Also, so negativ sehe ich Ihre Situation wirklich nicht“, wandte er sich meiner Mutter zu. Natürlich war es jetzt wichtig, schnell zu reagieren, aber er hielt es nicht für ausgeschlossen, den Tumor durch eine rasche Chemotherapie zum Schrumpfen zu bewegen. Er konnte sich sogar vorstellen, dass er danach operativ entfernt werden konnte. Die Metastasen, die bereits in Lunge und Leber gestreut waren, würden seiner Einschätzung nach durch die Therapie ebenfalls

verschwinden. Dann sah er meine Mutter direkt an und fragte sie ernst: „Sind sie bereit, dass wir diesen Kampf aufnehmen?“ Mama strahlte und brüllte ihm ihr „Ja“ förmlich entgegen.

Wenig erfreut war der Arzt allerdings von unseren Reiseplänen. „Wir sollten keine Zeit verlieren“, warnte er, gab sich aber geschlagen, denn für meine Mutter war es keine Option, den Trip nach Fuerteventura zu verschieben. Sie musste allerdings versprechen, gleich am Tag nach unserer Rückkehr im Krankenhaus einzutreffen und sofort mit der Behandlung zu beginnen. Sie versprach's und er würde in der Zwischenzeit alle nötigen Vorkehrungen treffen.

In allerbester Laune verließen wir die Klinik und erfreuten uns an diesem neuen Silberstreif am Horizont. Die Hoffnung stirbt eben wirklich einfach zuletzt ...